

Jahrzehnte danach Vom Nutzen familienbiographischer Aufarbeitung von Geschichte für die Sozialarbeit

von Dr. Margarete Hecker, Professorin i.R.

Allenthalben schießen Seminare zur Aufstellungsarbeit aus dem Boden, eine Modewelle, in der schnelle Heilung versprochen wird und oftmals von schlecht ausgebildeten Gruppenleitern viel Schaden angerichtet wird. Auf den Internetseiten der Deutschen Gesellschaft für Familientherapie und systemische Therapie und der Systemischen Gesellschaft finden sich klare kritische Worte dazu. In der Familientherapie gab es und gibt es noch immer die Familienrekonstruktion, die mit systemischen und konstruktivistischen Ansätzen die lösende Auseinandersetzung mit der Herkunft und das Finden neuer Perspektiven ermöglicht. Das ist aber nicht in halbstündigen Schnelldurchläufen zu haben. Margarete Hecker hat viele Jahrzehnte FamilienberaterInnen an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt ausgebildet. Familienrekonstruktionen gehörten standardmäßig dazu. Warum und wie, davon berichtet sie im Folgenden

Im Nachdenken, was der Nutzen der Aufarbeitung der Familiengeschichte in der Sozialarbeit sein könnte, sind mir spontan zwei Problemkreise als Beispiele eingefallen.

Das eine habe ich von einer ehemaligen Studentin unserer Evangelischen Fachhochschule Darmstadt erfahren. Sie hat bei uns die dreijährige Weiterbildung in Sozialtherapie, Fachrichtung Familientherapie absolviert. Inzwischen promoviert sie in Neuseeland im Fernstudium über ein Thema aus der Reproduktionsmedizin. (Hier bekäme sie mit einem Sozialarbeiterabschluss leider keinen Promotionszugang zu einer deutschen Universität.)

Es geht in diesem Beispiel um einen Mann, der — weil sein Vater als Verwundeter des 2. Weltkrieges nicht zeugungsfähig war — aus einer Samenspende geboren worden war, als dies rechtlich noch nicht erlaubt war. Dies ereignete sich in den 60er Jahren in London. Es war zwischen Eltern und Ärzten strengste Geheimhaltung geboten. Als der junge Mann heranwuchs, wunderte er sich über das Verhalten seines Vaters. Er hatte immer das Gefühl, jemand anders lebe noch mit in der Familie. Bei Spaziergängen ging sein Vater immer hinter ihm und seiner Mutter. Er hat durch eifriges Nachforschen die Wahrheit über seine Herkunft erfahren, hat auch einen Halbbruder aus der gleichen Samenspende gefunden, aber die große Frage, wer ist mein biologischer Vater? Das blieb letztlich ungeklärt, weil die Ärzte zur Zeit seiner Nachforschungen bereits tot waren.

Wir wissen auch von unzähligen Pflege- und Adoptivkindern, wie wichtig ihnen das Recht auf Wissen um ihre Abstammung ist, und wie viel dies für ihre Identitätsbildung bedeutet, ohne dass wir die soziale Elternschaft damit entwerten wollen. Ganz im Gegenteil. Das Wissen aus der familientherapeutisch-biographischen Erfahrung hat hier wesentliche Veränderungen gebracht. In meiner Sozialarbeiterausbildung in den 50er Jahren hat man noch streng am Konzept der Inkognito-Adoption festgehalten, während man heute hilft, größtmögliche Klarheit über die Herkunft zu erlangen. Auch das Nachdenken über die Kinder, die aus Samenspenden geboren wurden, geht international in diese Richtung.

Der zweite Problemkreis betrifft die Erfahrungen aus Familienrekonstruktionen als Teil der Sozial- und Familientherapeutischen Weiterbildung. Ich bin in diesem Zusammenhang beim Explorieren der Genogramme unserer Kursteilnehmer häufig auf das Phänomen gestoßen, dass es merkwürdige Häufungen von Unfällen, Krankheiten oder unerklärlichen Schuldgefühlen gibt, woraufhin Familienmitglieder sich sehr schwere Aufgaben auf den Buckel laden. Schwierige Aufgaben und Problemfelder gibt es ja in der Sozialarbeit genug. Bei weiterem vorsichtigen Nachfragen hat es dann sehr häufig einen unaufgeklärten Zusammenhang mit einem Vater oder Großvater als Teilnehmer des 2.

Weltkrieges gegeben, der in die unzähligen später verschwiegenen und verdrängten Unrechts- bis hin zu Gräueltaten des 3. Reiches verstrickt waren. Ohne, dass die Kinder oder Enkel direkt davon erfahren haben, spüren sie, dass sie etwas zu Tragen haben, was ihnen selber gar nicht gehört, was sie nicht verursacht haben. Als ob sie eine Familienschuld wieder gutmachen müssten. Wir werden an das Wort in der Bibel über „die Sünden der Väter“ erinnert.

Als ich in den 70er Jahren, angeregt durch amerikanische und holländische Trainer, in die systemtheoretische und systemtherapeutische Arbeit und Denkweise hineinwuchs, war man noch der Meinung, dass familiäre Probleme aus dem — wie es immer hieß — Hier und Jetzt gelöst werden könnten. Ich höre noch meinen wegen seiner großen Verdienste um die Armutsfamilien hoch geschätzten Lehrer Salvador Minuchin in seinem argentinischspanischen Englisch sagen: „Don't comes with past history!“ Er hat sehr viel aus der genauen Beobachtung der Struktur und der Hierarchie der familiären Dynamik abgeleitet. Die Feministinnen unter seinen Mitarbeiterinnen haben dann damit begonnen, das Phänomen des sexuellen Missbrauchs zu erforschen, und sie haben herausgefunden, dass das strikte Festhalten am Hier und Jetzt zu kurz greift. Es gibt traumatische Geheimnisse, die sich erst durch die Exploration der Geschichte erschließen. Ebenso gibt es in den deutschen Nachkriegsfamilien in der 2. und 3. Generation Erfahrungen, die nur durch ein genaues Verständnis der Familiengeschichte zu begreifen sind.

Als ich 1979/1980 das Glück hatte, ein akademisches Jahr in der Klinik bei Minuchin arbeiten zu dürfen, traf ich auch Barbara Krasner aus dem Team von Ivan Boszormenyi-Nagy, einem aus Ungarn stammenden Psychiater, der die Schule der kontextuellen Familientherapie begründet hat. (Damals sprach man von der Versäulung der familientherapeutischen Schulen: Minuchin als Begründer der Strukturellen Schule, Haley und Cloe Madanes die Strategische Schule und eben Nagy die Kontextuelle Schule.) Boszormenyi-Nagy war davon überzeugt, dass man eine Familie, ihre Loyalitäten und ihre Vermächnisse auf die nächsten Generationen nur aus ihrer Geschichte und ihrem ethischen Kontext verstehen könne. Barbara Krasner war die Jüdin in seinem Team. Sie hatte sehr tiefe Erfahrungen mit Überlebenden des Holocausts gemacht und hat die Auswirkungen, was es heißt, überlebt zu haben, auf die 2. und 3. Generation therapeutisch begleitet und bearbeitet. Barbara hat damals sehr eindringlich mit mir gesprochen und mich ermutigt: „Margaret, Eure Nazifamilien und ihre Kinder brauchen für ihre Identität und für ihr Weiterleben genau so Hilfe, wie die Familien der Opfer, geh zurück nach Deutschland und kümmere Dich um die Aufarbeitung der Geschichte!“

Meine Kollegen an der Fachhochschule in Darmstadt waren von solchen Ideen, als ich 1980 aus Philadelphia zurückkam, nicht gerade begeistert. Sie fanden diese Arbeit zu zeitaufwendig, so tief in die Leidensgeschichte einer Familie einzutauchen. Der familienbiographische Ansatz wurde abgewertet. Man hat es mir aber zugestanden, in den Kursen auch Familienrekonstruktionen zu zeigen. In Auswertungen über den Gewinn des Lernerfolgs wurde sehr häufig die Aufarbeitung der Familiengeschichte als wichtigster Anteil her vorgehoben. Und so bin ich recht froh darüber, dass auch nach meinem Ausscheiden aus der Lehre vor 7 Jahren immer 3 bis 4 Teams dieses Thema im Weiterbildungskonzept anbieten. Aus dem Curriculum der Sozial- und Familientherapie ist dieser Anteil, sich als Teil der eigenen Herkunftsfamilie zu begreifen, nicht mehr wegzudenken. Sehr oft höre ich, ich kann danach vorurteilsfreier, ohne Beschuldigungen und Entwertungen nach familiengeschichtlichen Zusammenhängen fragen. Ich bin mutiger und konfrontativer geworden ohne Angst, das Vertrauen der Familie zu verlieren. Natürlich sind nicht alle Familiengeschichten in Deutschland von den Geschehnissen des 2. Weltkrieges geprägt worden, aber doch überdurchschnittlich viele führen zurück auf Erlebnisse an der Front, in der Gefangenschaft, während des Trecks auf der Flucht oder in die Bombennächte der Großstädte. Und dieses Phänomen trifft Ost- und Westdeutschland gleichermaßen.

Beim Verfolgen der Familiengeschichten von Sozialarbeitern (und dies gilt sicher auch für Angehörige anderer helfender Berufe wie z.B. für Ärzte und Theologen) drängt sich einem auf, dass die Erinnerungsbilder aus dem 2. Weltkrieg so grauenhaft waren, dass sie, um weiterleben zu können, verdrängt werden mussten. Ich meine damit die Bilder, über

lange Zeit gewaltsamen Tod, gewaltsames Sterben miterleben zu müssen. Einzelne aus den nachfolgenden Generationen nehmen den Faden der Erinnerung wieder auf, sie verfolgen die Geschichte zurück, sie entdecken die intensiven Gefühle, die damit verbunden sind und kleiden sie in Worte. Sie können allmählich die Angst und die Scham überwinden. Wir begegnen hier psychischen Traumata, die — so glauben wir — in der Familie weiterleben, bis das begangene oder erlittene Unrecht zu Sprache gekommen und gewürdigt worden ist. Wir haben inzwischen gelernt, dass traumatische Ereignisse die normalen Anpassungsmechanismen des Menschen überfordern, wir kennen seither die psychiatrische Diagnose: posttraumatisches Stress-Syndrom. Judith Herrman berichtet in ihrem Buch: Narben der Gewalt (deutsche Übersetzung von 1993) von amerikanischen Untersuchungen über das Leben von Vietnamveteranen einerseits sowie von Frauen, die in ihrer Kindheit und Jugend Inzestopfer wurden. Bei beiden Gruppen konnte man das posttraumatische Stress-Syndrom feststellen.

Es ist schwere, mühsame seelische Arbeit, traumatische Erfahrungen in das eigene Leben danach zu integrieren. Oft erleben wir eine eigenartige Erstarrung bei den Überlebenden. Angehörige der 2. und 3. Nachkriegsgeneration in Deutschland berichten von ihren Vätern und Großvätern, wie die Erinnerungen an den Krieg zu Geschichten gerinnen, die wieder und wieder erzählt werden, mit denselben stereotypen Worten und Gesten, so dass die Zuhörer sagen: „ich konnte es nicht mehr hören!“ Die Reaktion des Betroffenen führt dann häufig zu einem Rückzug aus zwischenmenschlichen Beziehungen und zu emotionaler Verarmung. Zuweilen hilft der Alkohol, die psychische Erstarrung auch nur einigermaßen erträglich zu machen. Durch die Einschränkung des Bewusstseins werden schmerzhafteste Erinnerungen ausgeblendet.

Ich möchte das Gesagte an einem Beispiel aus einer westdeutschen Stadt verdeutlichen.

Familie Hess

(Name und Ort wurden verändert)

In einem Seminar am Ende der Grundausbildung zur Sozialarbeit zum Thema „Familienarbeit mit Ausländern“ wurden wir überraschend mit folgender Thematik konfrontiert: Die Teilnehmer, im Alter von Anfang bis Mitte Zwanzig, fragten sich, wie können wir Ausländern frei und offen begegnen, wenn wir nicht wissen, was deutsch ist? Ich war nicht gerade auf diese Wendung des Seminarthemas gefasst, schlug aber vor, dass wir am Schluss einige Familiengeschichten etwas genauer betrachten sollten, um der Frage nach der eigenen nationalen Identität nachzugehen. Davon fühlte sich Uta, eine zarte, etwas schwächliche Studentin aus dem Studienschwerpunkt Resozialisierung offensichtlich angesprochen. In diesem Zusammenhang stellte sie uns ihre Familie vor. Mit leiser Stimme und so, als ob sie einen ihr fremden Sachverhalt vortrug, konfrontierte sie uns mit einem unaufgeklärten Mordfall in ihrer Familie.

Sie berichtete von ihren Vorfahren bäuerlicher Herkunft aus dem Westerwald. Ihr Großvater Philipp väterlicherseits hatte zusammen mit Altersgenossen, darunter auch seinem Schwager Friedrich, einem angeheirateten Großonkel von Uta, die Ortsgruppe der NSDAP aufgebaut. Die Männer hatten unter anderem in einem während des Nazi-Regimes neu gegründeten Dorf die Gruppe der Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen zu bewachen. Dabei ist es auch zu Misshandlungen der Ausländer gekommen. Gegen Ende des Krieges schaltete sich Urgroßvater Hermann ein und bat seine beiden Schwiegersöhne doch menschlicher mit den Ausländern umzugehen, da sich das Blatt nun wende. Während einer solchen Auseinandersetzung um eine veränderte Haltung entwickelte sich ein hitziger Wortwechsel. Die immer noch überzeugten Anhänger der NS-Ideologie wandten sich gegen die Warnungen des damals 81jährigen Mannes, und Friedrich erschoss seinen Schwiegervater mit der Dienstpistole im Beisein der Familie. Die Männer halfen, den Toten fortzuschaffen. Nach außen gaben sie an, dass die plündernden, jetzt freigelassenen Kriegsgefangenen Urgroßvater Hermann erschossen hätten.

Über dieses Ereignis ist bis heute strenges Stillschweigen bewahrt worden. Es war

niemand da, der die Täter des Mordes angeklagt hätte. Uta ist die einzige der jüngeren Generation, die jetzt, zum Zeitpunkt der geplanten Familienrekonstruktion, diesen Teil der Familiengeschichte kennt. Ihr Vater hatte unter Tränen und mit großer Mühe den wirklichen Hergang zur Vorbereitung für dieses Seminar gestanden. Er hatte sich auch nur durch die hartnäckigen Fragen seiner Tochter bereit erklärt. Uta hatte das Bedürfnis, etwas mehr über die Familiengeschichte zu erfahren, erstens, weil bei den üblichen Familienfeiern ihrer Meinung nach immer eine merkwürdig gedrückte, unerklärliche Stimmung aufkam, und zweitens, weil Großmutter Maria, Mutter des Vaters, ihre Enkeln nach dem Tod des Großvaters Philipp „Mörderin“ nannte.

Die väterlichen Großeltern Maria und Philipp unternahmen 1972 einen Urlaub im Schwarzwald. Großvater Philipp rief am Vorabend der Heimkehr von einer Telefonzelle aus zuhause an, um mitzuteilen, dass sie am nächsten Tag per Bahn nach Haus kommen und abgeholt werden wollten. Uta war am Telefon und sollte die Nachricht ausrichten. Auf dem Heimweg in die Pension wurde Philipp von einem jungen Motorradfahrer tödlich überfahren. Daraufhin machte Oma Maria die für alle anscheinend irrationale Bemerkung, Uta sei die Mörderin ihres Großvaters. Niemand sagte etwas dazu. Oma Maria benannte das Familienthema, aber die Aussage blieb ohne Kommentar im Raum stehen. Uta berichtete uns weiter, dass sie bis jetzt ihre Familie nie um Aufklärung oder Richtigstellung dieser merkwürdigen Zuschreibung gebeten habe. Irgend etwas in der Atmosphäre der Familie legte es ihr nahe, lieber zu schweigen. Damals blieb der Familienmythos noch unangeta

stet, und Uta half durch ihr Schweigen bzw. durch ihre Loyalität den Verdrängungsprozess zu verstärken.

Uta ist diejenige in der Familie, die sich über ihre Eltern und die weitere Familie sehr viele Gedanken macht. Offenbar ist sie die Person in der Familie, die einerseits das Tabu des Schweigens über den Mord bricht und andererseits die Rolle der „Rettern“ übernimmt. Es fällt ihr jedoch sehr schwer, sich die Zusammenhänge bewusst zu machen.

Sie berichtete: Großonkel Friedrich wurde nach dem Krieg ein beruflich recht erfolgreicher Polizist. Einige seiner Söhne wurden Gefängnisaufseher. Uta hatte sich zuhause als Mädchen mühsam durchsetzen müssen, um vom Dorf aus auf die Oberschule gehen zu dürfen. Sie wollte Sozialarbeit studieren, um Bewährungshelferin zu werden. Sie nahm wahr, dass ihre Eltern Loni und Edwin, seit 1945 zuerst in einer selbständig betriebenen Gärtnerei, später im Handel mit Gärtnereizubehör schwer arbeiteten, ohne auf einen „grünen Zweig“ zu kommen. Sie wollten so gerne Haus und Betrieb den Kindern einmal „schuldenfrei“ hinterlassen und schafften sich doch durch ihre geschäftlichen Fehlentscheidungen immer tiefer in die roten Zahlen hinein. Anfangs konnten sie ihr Geschäft noch mit dem Verkauf von Schnittrosen halten; als aber die Konkurrenz aus Israel und Holland zu groß wurde, warf Vater Edwin die wertvollen Rosenstöcke von zwei großen Äckern auf einen Haufen und zündete sie an.

Uta berichtete ferner, dass ihre Eltern sich vor Krankheit und Tod fürchteten. Es scheint, als hätten sie große Angst vor dem Sterben, täten aber nichts für ihre ärztliche Versorgung. Ihre Einstellung gegenüber Ausländern sei immer noch sehr abschätzig.

Judith Herrman sagt in "Narben der Gewalt": Traumatische Ereignisse vernichten die Vorstellungen des Opfers von Geborgenheit, das Bewusstsein seines eigenen Wertes und die Überzeugung, dass der Schöpfung eine sinnvolle Ordnung zugrunde liegt.“ Mir scheint, dass wir diese Aussage auch auf die Nachkommen der Täter beziehen . Das Bewusstsein seines eigenen Wertes und die Überzeugung, dass der Schöpfung eine sinnvolle Ordnung zugrunde liegt.“ Mir scheint, dass wir diese Aussage auch auf die Nachkommen der Täter beziehen können. Dies wird deutlich am Lebenskampf von Loni und Edwin, Uta's Eltern. Erst Uta versucht, durch ihren Einsatz in der Bewährungshilfe zumindest für sich selber wieder eine sinnvolle Ordnung herzustellen. Aus ihrer Familiengeschichte verstehen wir auch ihre Motivation für diesen speziellen Zweig der Sozialarbeit.

Viele kleine, auch sehr grausame Kriege sind bereits im Gange und richten sich auch wieder gegen die Zivilbevölkerung. Und immer noch sind wir mit der seelischen

Aufarbeitung der Traumata und der möglichen Sühne des geschehenen Unrechts aus dem zweiten Weltkrieg beschäftigt. Es hat den Anschein, als habe die Menschheit noch nicht genug gelernt aus diesen Erfahrungen. Ich wünsche uns allen, dass wir immer wieder kreativ genug sein werden, um konstruktive Konfliktlösungen zu finden, so dass wir unsere Energien zur Hilfe und zum Aufbau neuer sinnstiftender Muster nutzen können, anstatt wieder ein bis zwei Generationen nur mit dem materiellen Überleben zu kämpfen, ohne ein sinnerfülltes, von guten Beziehungen ausgefülltes Leben leben zu können.

Familienstammbäume, alte Photos, das Aufsuchen von Orten der Kindheit, Gespräche mit Verwandten, Freunden und Nachbarn der Eltern sind Möglichkeiten, die Amnesie in einigen dieser Geschichten zu überwinden, und zu verschütteten, heilenden Erinnerungen vorzudringen. „Durch das Erzählen ihrer Geschichte würden sich die Betroffenen die Welt zurückerobern, die sie verloren haben. Es geht dann nicht mehr um Scham und Demütigung, sondern um Würde und Mut“, so Judith Herman in „Narben der Gewalt“. Dazu sollten auch wir in unserer sozialarbeiterischen Praxis, wo immer es möglich ist, durch unsere Offenheit, unser Mitgefühl und unser geschichtliches Verständnis ermutigen und unseren professionellen Beitrag leisten.